

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

K L E I N E R U N D S C H A U

DIE ZEITUNGEN IM DEMOKRATISCHEN STAAT

Was macht eine Partei zur historischen Partei? Ihre lange Vergangenheit? Ihre feste Tradition? Das hohe Alter ihrer Führer? Nein, ihr Wille, die öffentliche Entwicklung bewußt nach den Konstanten des Staates zu gestalten. Zu den Konstanten des schweizerischen Staates gehört der föderalistische Aufbau, zählen die begrenzte Souveränität der Kantone, ihre Befugnis, durch Ständerat und Ständemehr das Bundesrecht zu beeinflussen, und ihr Anspruch, nach dem Prinzip der Subsidiarität alle öffentlichen Aufgaben zu lösen, welche ihre Kraft nicht übersteigen.

Deshalb sind unsere historischen Parteien mehr oder weniger auch föderalistische Parteien, und die radikalen, egalitären oder revolutionären Bewegungen sind in der Schweiz von Anbeginn durch ihr zentralistisches Programm und Gepräge gekennzeichnet. Der schweizerische Freisinn etwa wurde, wie Bundesrat Rubattel vor Jahren an einem Parteitag in Baden hervorhob, aus einer wesentlich am Bund orientierten, im ganzen Lande gleich oder doch ähnlich gestimmten Richtung allmählich zu einer Vereinigung von Kantonalparteien, die nicht nur in der Thematik, sondern auch in Ton und Tendenz ihrer Lösungen die Besonderheiten unserer Stände deutlich widerspiegeln.

So liegen die Verhältnisse auch auf dem Gebiet der Presse. Die Organe der totalitären Erneuerungsbewegungen, welche in den frühen dreißiger Jahren entstanden, versuchten sich vorab an Gegenständen und Persönlichkeiten der eidgenössischen Politik und kamen auf kantonale Dinge höchstens nebenher und auch dann noch aus einheitlichem «Geist» und im Blick auf den Bund zu sprechen. Die Blätter freisinniger Richtung waren inzwischen längst zu Vertretern kantonaler Besonderheiten, zu Verfechtern kantonaler Anliegen, zu Spiegelungen regionaler und lokaler Tendenzen geworden und pflegten die eidgenössische Politik in mehr oder weniger enger Anlehnung an die Struktur und Tradition der Kantonalparteien.

Dieser Entwicklung hat auch der «Bund» seinen Tribut gezollt, dessen hundertster Jahrgang vor kurzem durch eine gehaltvolle Sondernummer, aber auch durch eine klug disponierte und sorgfältig geschriebene Denkschrift (Max Grüttner: *«Der Bund. Ein Rückblick bei der Vollendung des hundertsten Jahrganges, 1850 bis 1950»*) geehrt worden ist. Von den zwei Untertiteln des «Bund» — «Eidgenössisches Zentralblatt» und «Berner Zeitung» — trifft der zweite das Wesen des Blattes heute bestimmt besser als der erste, obgleich dieser zweite nur aus der Uebernahme eines konkurrierenden Organs gegen Ende des letzten Jahrhunderts herührt. In seinem Textteil räumt der «Bund» gegenwärtig der Politik von Stadt und Kanton Bern sowie dem kulturellen und geselligen Leben der Bundesstadt und des Bernbiets einen bedeutenden Raum ein. In seiner Stellungnahme zu eidgenössischen und kantonalen Dingen bricht die gründlich-besonnene, die trocken-verständige Art des Berners immer wieder durch. Ja, selbst in seiner Sprache klingen die Berner Mundarten, die ja so deutlich unterschieden sind wie der Basler und der Baselbieter Dialekt, immer wieder an. Und um noch ein letztes Kennzeichen anzuführen: Unter den zeichnenden Redaktoren des «Bund» sind die Berner in erdrückender Mehrheit.

Bei der Gründung des Blattes stand die Idee einer «Eidgenössischen Zeitung» viel stärker im Vordergrund. Der Kreis, welcher über seinem Entstehen wachte, setzte sich aus Bündnern und Baslern zusammen, und er wollte nichts weniger als eine «schweizerische ‚Times‘» ins Leben rufen. Der Verleger kam nicht aus dem Bernbiet: Louis Jent hatte mit seinem Verlags- und Buchhandelsgeschäft vielmehr seinen Hauptsitz in Solothurn und betrieb in der Bundesstadt bloß eine Ablage, bevor er das schöne und kühne Wagnis unternahm, den «Bund» zu finanzieren. Auch die Redaktoren stammten nicht aus Bern. Abraham Roth war Thurgauer und Karl von Tscharner ein Bündner. Ueber Florian Gengel, Michael Bühler und Gian Bundi setzte sich die bündnerische Tradition am «Bund» bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts fort. Das Programm der Zeitung lag schon in ihrem Namen. Es wurde bestätigt durch die Erklärung der ersten Redaktoren vom 19. September 1850: «Bis dahin hat es an einem publizistischen Organ gefehlt, das sich zum vorherrschenden Zweck gesetzt hätte, die (seit 1848) veränderte Gestalt der Eidgenossenschaft immer mehr zum Bewußtsein zu bringen, die Errungenschaften von 1848 zu erhalten und zu verteidigen und zugleich die aus denselben resultierende Entwicklung zu unterstützen — mit einem Wort: die eidgenössische Politik zu vertreten.» Die bernische Politik kam in den ersten Jahren des «Bund» nicht stärker zu Geltung als die Entwicklung in irgendeinem andern Kanton. Ihre Pflege überließen Roth und Tscharner bewußt der «Berner Zeitung» Jakob Stämpfli.

Historische Deutungen, wie hier eben eine gewagt wurde, schließen die eine große Gefahr ein — den Anschein zu erwecken, als hätte die Entwicklung gar nicht anders verlaufen können und als sei ihr Ergebnis nicht nur notwendig, sondern schlechthin richtig. Daher ziemt es sich, die Vermutung anzufügen, daß im Erlahmen des öffentlichen und des journalistischen Interesses an der Eidgenossenschaft, im Ueberhandnehmen der regionalen Rücksichten und des lokalen Stoffes an sich kein Verdienst liegt. Die Bedeutung eines Redaktors tritt heute und bei uns vielmehr darin zutage, daß er, den kantonalen Bedenkliekeiten und den ortsgebundenen Schwierigkeiten zum Trotz, stets von neuem die Kraft aufbringt, an den Geschicken des Bundesstaates innersten Anteil zu nehmen und dies Beteiltigtsein den Lesern mitzuteilen. Wie Max Grüter mit überzeugenden Zeugnissen nachzuweisen vermag, gebrach es an dieser Kraft den Leitern des «Bund» während den schweren Jahren des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs so wenig wie vor fünfzig oder hundert Jahren.

Als das Schweizervolk sich der braunen Flut erwehren mußte, haben ihm die Zeitungen große Hilfe geleistet. Dennoch stieß die Irrlehre von der «Blutschuld der Presse» damals nicht nur bei einigen Offizieren und deutsch-orientierten Intellektuellen auf Gegenliebe, sondern erstaunlicherweise auch bei den Mannschaften und daheim an den Wirtstischen. Damals wie heute waren das Verständnis für die Arbeitsweise des Journalisten und der Respekt vor seiner Leistung in der Schweiz bedauerlich gering. Wenn Behörden, Parlamentarier, Parteien oder Wirtschaftsgruppen die Zeitungen brauchen können — brauchen im durchaus handfesten Sinn des Wortes —, dann erweisen sie ihnen vielleicht eine Reverenz. Aber sonst denken sie, wenigstens in der Stille, gering von ihnen; namentlich schließen sie aus einer gewissen Leichtigkeit der Einfühlung in ferne Sachgebiete oder aus einer gewissen Behendigkeit im schriftlichen Ausdruck, daß Journalismus keine ehrliche Arbeit, kein Handwerk und noch weniger eine Kunst sei, die Achtung und Lohn verdiene.

Vielleicht hat von den lebenden Meistern des schweizerischen Journalismus

niemand unter diesem mangelnden Verständnis mehr gelitten als Professor Karl Weber, der Bundesstadtdirektor der «Neuen Zürcher Zeitung». Denn wo andere sich mit schroffen Aeußerungen und herber Kritik ein Mindestmaß an Achtung verschaffen dürfen, fühlt er sich durch Art und Bedeutung seines Blattes zur Vorsicht verpflichtet und muß seine Vorbehalte mit einem Wortspiel, einem Scherz oder einem ironischen Vergleich umschreiben, einer Methode, die er allerdings nach zwei Jahrzehnten öffentlichen Wirkens in Basel wohl beherrscht. Aber die Enttäuschung über das geringe Ansehen des Journalismus in der Schweiz sitzt bei ihm noch tiefer. Professor Weber hat die großen Möglichkeiten der Presse nicht nur praktisch erprobt, sondern auch historisch und systematisch-soziologisch ergründet, und er wird nicht müde, Menschen nachzuziehen, welche diese Chancen im Zeichen der Wahrheitsliebe und des fundierten Könnens nutzen. Aus dieser wissenschaftlichen und pädagogischen Bemühung hat sich ihm klar ergeben, wie Niveau und Einfluß eines Journalisten durch eine Umwelt, die zum mindesten nicht pressefeindlich ist, gefördert werden, und wie sie verkümmern unter dem Druck persönlicher Empfindlichkeit und parteimäßiger Enge, wirtschaftlichen Kalküls und technischer Hindernisse.

Deshalb hätte sich Professor Karl Weber zu seinem siebzigsten Geburtstag kein schöneres Präsent wünschen können, als eine Sammlung von Aufsätzen kundiger Freunde und Weggefährten über die Bedeutung der Presse im demokratischen Staat (*Festgabe für Karl Weber zum siebzigsten Geburtstag am 23. Februar 1950, Verlag der «Neuen Zürcher Zeitung»*). Nationalrat Feldmann eröffnet den Band, indem er darstellt, wie der Staatsschutz eine freie Presse zwar voraussetzt, dieser Freiheit aber auch Grenzen setzen muß. Interessant scheint uns die Beziehung, welche er zwischen dem Asylrecht auf der einen, dem Recht, Ausländern bei uns öffentliche politische oder publizistische Tätigkeit zu verbieten, auf der andern Seite herstellt. Doch fehlt ein Wort zur umstrittenen Frage, was der Pressefreiheit besser diene, die Einleitung des Verfahrens wegen Beleidigung eines fremden Staatsoberhaupts durch den Bundesrat allein oder die Bindung dieser Kompetenz an ein Gesuch des beleidigten Staates. Anhand der neuen amerikanischen Literatur geht Professor Hans Huber auf die Spannung ein zwischen der Notwendigkeit einer aktionsfähigen Regierung und dem Gebot einer verantwortlichen Volksherrschaft und damit einer freien Presse. Wie die Engländer im Zweiten Weltkrieg Geheimhaltung und Informationspflicht klug zu versöhnen wußten, schildert Dr. Urs Schwarz so anschaulich, daß man ihm die Behauptung glauben darf, die Zensur sei bei den Journalisten mit der Zeit recht eigentlich beliebt geworden.

Chefredaktor Bretscher erörtert die verschiedenen Quellen und Darstellungen zur Schweizergeschichte 1933/1945: «Wie und warum die Schweiz durchhielt — dies zu beschreiben und zu begründen, wäre heute die Aufgabe eines Geschichtsschreibers, der wachen Sinnes mit seinem Volke die Zeit der Prüfung erlebt hat und die Fähigkeit besäße, neben den Fakten und Akten, die sich nicht ‚verflüchtigen‘ können, das Atmosphärische bestimmter historischer Situationen festzuhalten und jene einmaligen, nicht wiederholbaren ‚Eindrücke‘ wiederzugeben, die ihrem Wesen nach einer späteren Rekonstruktion weitgehend entzogen sind.» Dr. Karl Sartorius und Max Nef gehen auf bedeutende Teilfragen der Pressepolitik während dem Zweiten Weltkrieg mit Ernst und Sorgfalt ein. Aber auch Professor Hans Barths Betrachtung über «Politik und Sprache» gehört in diesen Zusammenhang; denn mit dem Blick auf das Dritte Reich merkt er an: «Die moderne rationale Technik der Men-

schenbehandlung gestattet, das Irrationale, das die Sprache nun einmal enthält, in ihre rationalen Kalkulationen einzubeziehen, das heißt mit dem Expressiven und Gemüthaften, das wesentlich zum Irrationalen und Geschichtlichen gehört, rational zu rechnen.» Wie viele haben die schwüle «Inbrunst» eines Goebbel vor Zeiten nicht mit echter Begeisterung verwechselt!

Georg C. L. Schmidt

DER ARTEMIS-GOETHE

Ein verlegerisches Unternehmen hohen Ranges ist in diesen Monaten bis weit in die mittlere Phase seines Wachstums gediehen und reift rasch der Vollendung entgegen: vierzehn handliche Dünndruckbände der auf 24 Bände (mit insgesamt über 20 000 Seiten) angelegten Goethe-Gedenkausgabe des Artemis-Verlags in Zürich, die Krönung seiner bisherigen Arbeit, stehen in ihren warmgrünen Einbänden auf dem Schaft und öffnen aufs neue die Zugänge zu einem Werk, wie es reicher an unvergänglichem Gehalt in deutscher Sprache nie geschaffen worden ist. Ernst Beutler, der wohl auf lange hinaus nachfolgerlose letzte einer illustren Reihe großer deutscher Goethe-Kenner, hat sich mit einer Anzahl berufener Fachleute aus Deutschland und der Schweiz in die Aufgaben geteilt. Man geht in der Regel vom Text der großen Sophien-Ausgabe aus, doch erlauben sich die Herausgeber mit Hilfe der dort vereinigten Lesarten da und dort subtile und zumeist überzeugende Abweichungen; das seither Entdeckte wird berücksichtigt (mit besonderem Nutzen in den Gesprächsbänden), und vor allem hat man den Begriff «Werk» nicht eng aufgefaßt. Die scheinbar unversieglich strömenden Ergiebigkeiten Goethes erschöpfen sich nicht im dichterischen Wort; in Briefen und in aufgezeichneten Gesprächen haben sie nicht minder lebendig die Zeit überdauert, und so entdeckt der Leser denn hochbefriedigt in der Gesamtübersicht neben neun Bänden Dichtung drei Bände mit autobiographischem Inhalt, je zwei mit kritischen und naturwissenschaftlichen Schriften, einen mit Uebersetzungen und nicht weniger als vier mit Briefen und drei mit Gesprächen. So trägt schon die Anlage dieser Gedenkausgabe den Stempel dessen, von dem Nietzsche sagte: «Was er wollte, das war Totalität. Er disziplinierte sich zur Ganzheit. Er schuf sich.» Es ist, als hätte die ungemessen spendende Kraft dieses Lebens und dieses Lebenswerkes die Herausgeber zur Nachfolge verpflichtet — jedem Band haben sie ein Bildnis, den von Andreas Speiser betreuten «Naturwissenschaftlichen Schriften» überdies kolorierte Tafeln zur Farbenlehre beigegeben, in einem Gesprächsband stoßen wir auf einen Plan von Goethes Weimarer Stadthaus, und was den Text betrifft, so überrascht fast jeder Band mit einem Sondergeschenk an den Leser — etwa «Dichtung und Wahrheit» mit der herrlichen «Aristeia der Mutter», jenen von Bettina Brentano aufgezeichneten Aussagen der Frau Rat über die früheste Lebenszeit ihres Sohnes.

Der Fachmann soweit wie der Laie vermöchte solcher Fülle gegenüber ganz der Lesehilfe zu entraten. Die Artemis-Ausgabe leistet sie auf zwei Arten: durch längere Einführungen in den einzelnen Band sowie durch erklärende Register der Personen, Werke, Orte und Begriffe; im Fall der «Gespräche» wächst es schier zu einem kleinen Buch im Buche an. Bei Werken wie den «Maximen und Reflexionen» oder beim «Westöstlichen Diwan» wird man einen eigentlichen Stellenkommentar (wie er für den Faust-Band vorgesehen ist) zwar trotzdem ein wenig vermissen. Sonst aber sind manche Einführungen zu kleinen Kunstwerken der verfeinerten Texterhellung geworden, vorbildliche Anreger zu schöpferischem Lesen, und alle zusammen bilden sie eine

wohl 1000 Seiten starke Einleitung in die umfassende Welt Goethes durch das Werk Goethes (im vorhin erwähnten weiten Sinne). Die besten dieser Einführungen sind von einer beglückenden Vielseitigkeit der Betrachtungsweise. Wir denken etwa an Gerhard Küntzels Wegweiser durch die «Wanderjahre», an Ernst Beutlers den Gang von Goethes Selbstbiographie feinsinnig und kenntnisreich begleitende Darstellung oder an Paul Stöckleins Essay über die «Wahlverwandtschaften», der gelöst und ohne Enge über den ethischen Gehalt, die persönlichen und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen, die Gestaltungsfragen aufklärt und den Leser durch Hinweise auf die ergiebigste Einstellung unterstützt und schließlich auch nicht verfehlt, das anzu-deuten, was der heutige Mensch etwa vermissen mag — aber auch das, was selbst für die feinsten Sensorien im Text nur noch ahnbar gegenwärtig ist. Je bedeutsamer das Werk, um so gültiger der Satz, daß das Ganze größer ist, als was wir davon wahrnehmen — gibt es eine Haltung, die dem verstehend Lesenden besser ziemen würde?

«Erfahren wir es nicht beglückt immer wieder, wie aus ‚Dichtung und Wahrheit‘ heilende Kräfte, Ströme gesunden Lebens auf uns übergehen, erhaltende und aufbauende Mächte wie Mut und Selbstvertrauen, Glauben an die Natur des Menschen, wo und wie wir ihr immer begegnen, Glauben an die weise Leitung des Lebens, auch dort, wo wir sie nicht verstehen können?», fragt Ernst Beutler. Damit tritt etwas zutage, was die Mitherausgeber in unterschiedlichem Grade ebenfalls bewegt: sie wagen es, ohne «unwissenschaftlich» zu werden, an Goethes Persönlichkeit und Werk die Frage zu stellen, was beide für die Anliegen des Menschen aus dem 20. Jahrhundert zu bedeuten haben. Und sie wagen mehr. Gerade weil jeder einzelne bei seiner Arbeit mit einer letzten Intensität in die unmittelbare Begegnung mit Goethe und seinem Wort tritt, werden so manche Allerweltsschablonen der üblichen Goethe-Biographie hier wunderbar zunichte. Hier wird angesichts der Fülle der Dokumente das Goethe-Bild wieder reich und vielfältig und mitunter auch widerspruchsvoll. «Anderthalb Jahrhunderte haben um den ‚Wilhelm Meister‘ Mauern errichtet, die dem Leser den Zugang versperren, um der Bedeutung willen, die das Werk in biographischer Hinsicht für Goethe, in literargeschichtlicher für die Gattung ‚Roman‘, in geistesgeschichtlicher für die deutsche Bildung besitzt. Sie gilt es zu durchstoßen, wenn man zum unvoreingenommenen Verständnis und unbefangenen Genuß dessen gelangen will, was der ‚Wilhelm Meister‘ eigentlich ist», sagt Wolfgang Baumgart, der Herausgeber der «Lehrjahre». Mächtig tritt das uns in den Briefen, besonders schön in Karl Schmids Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller entgegen, und ähnlich bezeugt Emil Staiger, dem die Bände mit Goethes Gedichten anvertraut sind, die befreiende Kraft der unmittelbaren Begegnung mit der ursprünglichen Dichtung eines universalen Geistes: «Zweifellos ist es die vom 20. bis zum 80. Lebensjahr (bei Goethe) ungebrochen waltende Ursprünglichkeit, die... jede endgültige Feststellung eines Stils und bestimmter Formen verbietet und uns als Leser aufs höchste entzückt, als Kritiker in Verzweiflung setzt.»

So wird in dieser Ausgabe der Weg wieder einmal frei zu einem Dichter, für den jede Formel zu eng ist und der um das ewig bedrohte, ungesicherte, wandelbaren, abgründig geheimnisvollen Leben nicht weniger tief weiß als um die bergenden und ordnenden Mächte. Dankbar werden die Leser weiterum diese Ausgabe, das Ergebnis der unermüdlichen Arbeit zahlreicher Helfer, entgegennehmen; mit Spannung erwarten sie im kommenden Jahr die Vollendung des großen Werkes.

Albert Bettex

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

China Chinas dröhnendes Entree in die Weltgeschichte erinnert an einen Satz, den ich als Schuljunge in einer Weltgeschichte las, einem Familienmöbel, das einst unter verschiedenen Autorennamen in vielen Wohnstuben mottete. Es hieß dort, und berührte sonderlich, so daß es im Gedächtnis liegenblieb, in den paar Seiten, die der «eigentlichen» Geschichte vorausgeschickt wurden: «Damit verschwindet China aus der Weltgeschichte, um nie wieder in sie zurückzukehren.» Dieses «damit» bezog sich auf ein Ereignis, das vielleicht wirklich nicht zur Weltgeschichte gehörte. Aber die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen lassen denken, daß in Amerika, das über eine große Zahl von China-Kennern und -Freunden verfügt, Weltpolitik im Vertrauen auf diesen verstaubten Treppenwitz von 1860 gemacht wird. Heute weiß man, ein neues Kapitel der Weltgeschichte hat begonnen. Die Sowjetunion gewinnt, weil sie sich mit den Kräften des neuen *Ostasiatischen Imperiums* verbündet hat, durch dessen Erscheinen alle Spekulationen auf One World sich als krasser Dilettantismus erweisen.

Die Beiträge Amerikas über China machen durch den Vorsprung direkter Kenntnisse und überparteilicher Berichterstattung die Unsicherheit der amerikanischen Außenpolitik noch weniger verständlich. Abgesehen von der umfangreichen Buchliteratur, hat auch die Zeitschriftenliteratur Informationsmaterial in Fülle geboten. Beiträge in *United Nations World*, *Foreign Policy Report*, *Life*, *Foreign Affairs*, *Current History*, *Christian Century*, *Harper's*, *Nation*, *New Republic* schlossen jeden Zweifel an die Konsolidierung, Leistungsfähigkeit und nationale Entschlossenheit des *Neuen Chinas* aus, wie man besser sagt, statt durch das Attribut des «Roten» oder der «Volks»republik die Vorstellung eines bloßen Satellitenstaates zu fördern. Vor allem ist die kraftvolle Persönlichkeit von *Mao Tse-tung* wiederholt so dargestellt worden, daß weder eine Unterschätzung seines Unabhängigkeitswillens noch eine Ueberschätzung seiner russischen Bindungen statthaft wären. Die Studie von *Robert Payne*, dem Verfasser von mehreren bekannten China-Büchern, ist aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Führer Chinas und seinem Kreis hervorgegangen und machte gleich beim Erscheinen in *United Nations World* (5), dieser immer schon chinafreundlichen Monatsschrift, starken Eindruck.

Payne erklärt *Mao* zwar aus gewissen Bedingungen der Geschichte, ohne aber seine Persönlichkeit auf die eines erfolgreichen Parteimanns zu reduzieren. *Mao* ist ein Mann von großen Gaben. Er gilt als einer der besten Lyriker Chinas und steht damit in der uns westlichen Barbaren fremden Tradition Ostasiens, in der die Kunst, Verse zu schreiben, zu den Insignien politischer Würde gehört. Er ist ein Mann aus der Provinz Hunan, die reich an tatkräftigen Persönlichkeiten ist, weder zu Nord- noch zu Südchina gehört und anarchistische Geistesbewegungen besitzt. Dieser Anarchismus wird durch eine tiefe Zuneigung zum Kungfutseanischen Konservatismus ausgeglichen, dem *Mao* lange ergeben war. Er pilgerte zum Grabmal des Kung nach Schantung, bevor er die Kommunistische Partei 1921 gründete. Schließlich gehört *Mao* dem Volk durch sein Leben als Bauer, Student, Wanderlehrer, Journalist, Literator, Bibliothekar, Fabrikarbeiter an. Daher sein scharf ausgeprägter Gegensatz zu *Tschiang Kai-schek*, der als direkter Abkömmling des Prinzen Wen von der Schu-Dynastie sich als Herrenführer Chinas dem Volksführer *Mao* überlegen fühlt. *Mao* wirkt als Repräsentant des demütigen weisen Bauern, der gemäß den Lehren des Kung den Sohn des Himmels stürzt, wenn er den Auftrag des Himmels verrät. Das Geistige in seinem Kriegertum erinnere an *T. E. Lawrence*. *Robert Payne* warnte davor, diesen Gegner Ame-

rikas zu unterschätzen. Er gehöre zur neuen Generation asiatischer Persönlichkeiten, wie Ghandi, Nehru und Shjahrir, zur chinesischen Generation, die es Amerika nicht verziehen hat, in Versailles Teile Chinas an Japan abgetreten zu haben. Sehr früh sagte Mao dem Volk, daß Amerika die Wiederherstellung Chinas behindert. So ergab sich von selbst der Anschluß an Rußland, um so mehr Mao inzwischen auch von Marx fasziniert worden war. Aber Mao hat oft wiederholt, er sei nur so lange Marxist, als die Lage es erfordere. Er ist Stalin geistig weit überlegen, hält aber die Befolgung russischer Methoden vor allem in der Außenpolitik zunächst für das Richtige. Seine Dialektik wird nicht parallel zur russischen gehen. Dem Gedanken, er werde sich offen von Stalin lossagen, möge man nicht weiter nachhängen.

Die Frage, was Mao im sogenannten kommunistischen China erreicht und verfehlt hat, lag einer Radiodiskussion zugrunde, die, von der Universität Chicago veranstaltet, drei China-Kenner vereinte und in *Round Table* (654) wortgetreu veröffentlicht ist. Am Diskussionstisch saßen *Derk Bodde*, Professor des Chinesischen, Autor des *Peking Diary* (1950); *Albert Ravenholt* und *Philip Talbot*, beide Asienkorrespondenten der *Chicago Daily News*. Alle drei lebten in China bis in jüngster Zeit, also auch unter Mao. Keiner wollte zulassen, daß die chinesische Revolution als bloße Kopie der bolschewistischen bezeichnet wird. Der Bolschewismus kam durch einen Putsch in der Großstadt mit Hilfe eines winzigen Teils des russischen Volks, einer Minorität des russischen Industrieproletariats, zur Macht, während Mao vom Lande, von der Dorfgemeinde aus China sich auf breiter Basis zu eigen machte. Der Maoismus ging von praktischen Erfahrungen aus, von keiner Ideologie, und kam durch die Praxis auf gewissen Gebieten zum Marxismus, der aber als Lehre der Industrierevolution nur sehr bedingt auf China anwendbar ist. Mao hat die Agrarrevolution höchstens in einem Viertel des Landes durchgeführt.

Worin liegt aber nun das Marxische in China? Das wurde in der Diskussion, die das Material dazu lieferte, nicht herausgearbeitet. Es scheint mir in Folgendem zu bestehen: Die liberale Bauernbefreiung teilte den Großgrundbesitz in Kleinbesitz auf, ohne die gesellschaftliche Struktur zu verändern. Aus dem Aufstand der Kommune 1871 zog Marx in seiner Schrift «Der Bürgerkrieg in Frankreich» die Lehre, daß die Revolution die gesellschaftlichen Institutionen aufheben und durch neue ersetzen muß. In diesem Sinn hat Mao die Agrarrevolution, die an sich bürgerlich-demokratisch ist, dazu benutzt, die alten gesellschaftlichen Formen auszuschalten und die politischen Kräfte, die Staat und Wirtschaft kontrollierten, umzugruppieren, um dem Fortgang der Revolution eine Basis zu geben, damit sie sich nicht als Agrarrevolution erschöpft. Das geht aus dem Diskussionsbeitrag von *Albert Ravenholt* deutlich hervor. Ob der Landreform die Kollektivwirtschaft folgen wird, ist noch unbestimmt, kennt man doch nicht die Entwicklungsmöglichkeiten des uralten chinesischen Genossenschaftswesens.

Die Agrarfrage wird in China aber eine ganz andere Bedeutung haben als in Rußland. China ist ein übervölkertes, von verheerenden Naturereignissen heimgesuchtes, von Hungersnöten ausgedorrtes Land. Gegen diese beiden Gewalten wird Mao erst im Laufe einer langen Wirksamkeit aufkommen können. Hungersnöte von wahrhaft asiatischem Ausmaß haben das unglückliche Land im vergangenen Winter (1949) heimgesucht. Ravenholt schätzt die Zahl der Chinesen, die bitter hungerten oder Hungers starben, auf 32 Millionen! Das war die schwerste Hungersnot Chinas seit 1878, als 15 Millionen verhungerten. Eine schwerere Hungersnot als die von 1949 steht für 1951 bevor. Die in Form von Reis erhobenen drakonischen Steuern dienten zur Er-

nährung der Armee, der Städte, und der geistig hochstehendsten Gebiete Chinas. Haß, Verzweiflung sind auf der einen Seite, Dankbarkeit, Anhänglichkeit auf der anderen Seite die Folge davon. Einig war aber China darin, *keine Hilfe vom verhaßten Amerika anzunehmen*. Daß ein so schwer leidendes Land, außer in seinen wehrlosen Nachbarländern, militärisch offensiv auftreten könnte, ist also nicht anzunehmen.

Der *bolschewistische Einfluß* auf die Revolution Maos beginnt dort, wo sie die bisherigen Grenzen der chinesischen Oekonomie und Organisation überschreitet: bei der Industrialisation, bei der Errichtung kooperativer Güter in der Mandschurei, in der Außenpolitik. Die chinesischen Kommunisten sind der Ansicht, daß die politischen Formen Amerikas China nicht als Vorbild dienen können. Sie suchen neue Formen aus dem chinesischen Erbgut durch Aufnahme russischer Anregungen zu schaffen. Neu und höchst erfolgreich für China ist die Leitung des Volkes durch psychologischen Einfluß. Einen polizeilichen Druck auf den Einzelnen gebe es nicht. Der Einzelne wird aber in sozialen Organisationen aufgesogen, ohne die er nicht leben kann und die ihn in den Umformungsprozeß einbeziehen. Die Polizei zwingt ihn nicht, beizutreten; aber er findet außerhalb der neuen Gesellschaftsgebilde, die sich im Aufbau befinden, keine Existenzmöglichkeit mehr. Die neue Administration hat schließlich eine Konsolidierung erreicht, die in China bisher unbekannt war, und große Teile des Volkes regierungsfreudlich stimmte.

China ist nicht kommunistisch, aber der Kommunismus begriff besser als der Kuo min-tang die Dynamik der Revolution, die 50 Jahre brauchte, um ihre eigenen Voraussetzungen ins Leben zu rufen. Er stellte sich an die Spitze der siegreichen Bewegung, die an Breite und Echtheit alles übertrifft, was der Bolschewismus in satellitischen Ländern künstlich erzwungen hat und nur unter Terror am Leben erhalten kann. In dieser Hinsicht kann man das neue China als eine Realität bezeichnen, die gesünder und organischer als die russische zu werden verspricht. China ist im Begriff, als das *Vierte Imperium* neben den drei anderen großen, bereits bestehenden Imperien: Rußland, Amerika und dem Britischen Commonwealth of Nations unwiderstehlich ein grundlegender Faktor der modernen Welt zu werden. Das ist die *Revolution der Weltpolitik*, als deren letzte Konsequenz das Fünfte Imperium, der *Vereinigte Europäische Kontinent* vom *Schuman-Plan* aus konkretisiert werden muß. Hinter den Katastrophen, die diesen Herbst verdüstern, ringt sich vielleicht doch ein neues, befriedigenderes Weltprinzip durch. Die positive Behandlung des neuen China in *amerikanischen Zeitschriften* läßt uns auch hoffen, daß die Angelsachsen ihre bewährte Kunst, Niederlagen zu realisieren, zum Ausgangspunkt einer neuen Weltpolitik nehmen werden.

Eurafrika Daß Afrika ein zugeordneter Faktor eines künftigen Vereinigten Europa ist, wird in der politischen Literatur immer klarer erkannt. Gaston Riou, Verfasser des Buches *Europe ma patrie*, bespricht in der von ihm geführten Chronik *La Situation Internationale* in *Hommes et Mondes* (53) unter dem Titel *L'Eurafrique* die organischen, kulturellen, wirtschaftlichen Gemeinschaftskräfte, die stärker und wirkungsvoller sind als das uns gedankenlos verschriebene *Eurasien*. Gaston Riou geht von zwei eurafrikanischen Studien von Eugène Guernier aus, der seit 1933 wiederholt Afrika als «*champ d'expansion de l'Europe*» bezeichnet hat. Anziehend ist das geistige Klima, das die Länder der Nordküste des Mittelmeers mit denen der Südküste verbindet; es schließt jeden überheblichen Rassismus aus. Gaston Riou

ist nicht der erste, der in dieser bürgerlich-konservativen Zeitschrift die doppelte Bedrohung der Union française durch Moskau und das Angelsachsenstum zur Sprache bringt. Er führt Roosevelts antifranzösische Haltung von 1942 wenig überzeugend auf Stalinschen Einfluß zurück. Die Hand des Intelligence Service und die südafrikanische Expansionspolitik wurde nicht bloß vom *Esprit* in dem unglücklichen Aufstand von Madagaskar entdeckt. Es ist also zu verstehen, warum gewisse Kräfte ein schwaches, von Deutschland bedrohtes Frankreich wünschen. Es würde sich in Afrika nicht verteidigen können und sein Vermögen in dem längst sinnlos gewordenen Ringen um Indochina verzehren, statt es in Eurafrica zu investieren.

Zahlreiche internationale Konventionen der letzten Jahre haben die ökonomische Solidarität von Europa, vor allem von Kontinentaleuropa, mit Afrika stipuliert. *Paul Alduy*, Präsident der sozialistischen Gruppe der *Assemblée de l'Union Française* alarmiert unter dem Titel *Vers les Etats-Unis d'Europe en Afrique* in den belgischen, parteilosen *Cahiers Socialistes* (25) die noch immer tragen Straßburger Europäer. Mit erfrischender Deutlichkeit weist er die Sinnlosigkeit aller Spekulationen auf *Eurasien* nach. Europa wird keine andere Ergänzung seiner Wirtschaft finden als in Afrika. Dort gibt es unerschöpfliche Absatzmärkte und gewaltige Rohstoffgebiete, die noch zu erschließen sind. Man kann die Schlußfolgerungen unterschreiben: Afrika ist für Europa eine Lebensnotwendigkeit, die Grundvoraussetzung seiner Wiedergeburt und seiner Dauer. Das Wort *Etats-Unis d'Europe* soll durch die Formel *Etats Unis d'Eurafricque* ersetzt werden. Frankreich geht mit gutem Beispiel voran, denn drei Vertreter *d'outre mer* vertreten Afrika in Straßburg.

Informationsmittel Zu den vorzüglichsten Informationsmitteln in Zeitschriftenform gehört das von *Wilhelm Cornides* herausgegebene *Europa-Archiv*. Es erscheint bereits im 5. Jahrgang (Frankfurt, Wien, Basel) in 24 Halbmonatsfolgen und bringt hauptsächlich Dokumentationen und objektive Darlegungen. Daß diese Objektivität nicht ideenlos ist, sondern im Dienste von Konzeptionen steht, kommt in Auswahl und Zusammenstellung zum Vorschein und macht, in ihren Anordnungen, auch offizielle Berichte lesenswert. Der Inhalt gliedert sich in folgende Hauptabschnitte: Politisches Archiv — Wirtschaftsarchiv — Dokumentation — Internationale Berichte — Weltgeschehen des Monats — Geist und Gegenwart. Diese letzte Rubrik, die oft das Heft eröffnet, bringt jeweils ein Thema in Uebersichten zur Darstellung. In Heft 22 eine offenbar komplette Bibliographie sämtlicher Ausgaben von *Kafkas Werken* deutsch und in allen Uebersetzungen; ein Bericht über die Grundlinien der sowjetischen Geschichtsschreibung im Zeichen des Stalinismus in den Heften 19 bis 21; eine Uebersicht über Hofmannsthal (13); über Moralische Aufrüstung (15); eine Diagnose der Theaterkrise usw. Archivarisch in weiterem Sinn ist eine aus zahlreichen Quellen schöpfende Darstellung zur Geistesgeschichte der deutschen Opposition und Material zum geistigen Bilde *Stauffenbergs* (14). Politische Programme, Konferenzberichte, Verträge, wichtige Reden findet man hier wünschenswert handlich beisammen.

Kurze Chronik Die Zeitschrift für internationale Fragen *Außenpolitik* hat sich unter der Redaktion von *Dr. Herbert von Borch* zu einem Organ vielseitiger Aussprachen entwickelt. In Heft 2° liest man B. H. Liddel Harts «Studie über die militärische Weltlage», Alexander Rüstows «Kampf um die Weltherrschaft», Max Benses «Die katholische Intelligenz Frankreichs»; im Septemberheft (3) Prof. Adolf Keller über die Christliche

Internationale, den englischen Historiker G. P. Gooch: «Wo steht England heute?» Im Novemberheft (4) Hans Rothenfels über den Primat der Außenpolitik; den großen Inder Taraknath Das über den Streit um Kaschmir; Werner Schmid über den Sonderfall der Schweizer Neutralität. Auch die verschiedenen Chroniken machen *Außenpolitik* zu einer Zeitschrift, der man die Entwicklung zu monatlichem Erscheinen wünscht. — Die *Deutschen Kommentare* haben sich unter der Leitung von Karl Silex als ein selbständiges, lesenswertes Organ deutscher Realpolitik in Deutschland Gehör verschafft. Themen und Auffassungen bereichern den Leser, der auch andere Ansichten hören will. — Briefe Anton Kippenbergs an Rudolf Pechel in der *Deutschen Rundschau* (11) geben den charmant kultivierten Mann so lebendig wieder, wie er in aller Erinnerung fortlebt. — Meiner großen Liebe zu Gustav Mahler, dem letzten Metaphysiker deutscher Musik neben Max Reger, hat die Gustav-Mahler-Novelle von Karl Jakob Hirsch in den *Deutschen Beiträgen* (4) wohlgetan, auch weil über Mahler um so weniger geschrieben wird, je mächtiger sein Werk in die Zukunft wächst. — Wer über das Problem des *Reims* nachgedacht hat, wird mit Entzücken den Vers lesen, den der Historiker Albert Sorel auf seinem Totenbett schrieb:

La rime c'est l'attrait du sexe dans les mots.

Schade, daß man aus dem Aufsatz seines Sohnes in *Hommes et Mondes* (53) nicht das Reimwort dazu kennenlernt.

Vorschau Das neue Jahr werden einige Zeitschriften nicht mehr erreichen, 1951 andere erwarten es mit einer vielversprechenden Vorschau. *Der Monat* meldet einen Aufsatz von Croce «Ueber meine Philosophie» an, eine Studie von Simone Weil: «Hitler und die historische Größe». (Darf man bei diesem Anlaß bemerken, daß die verstorbene Judenchristin Simone Weil heute zu den meistdiskutierten Persönlichkeiten des religiös-geistigen Lebens gehört? Wir kommen auf sie zurück.) — *Wort und Wahrheit* kündigt eine Enquête «Zwischen Furcht und Glaube» an; Karl Löwith: «Skepsis und Glaube»; Hans Freyer: «Weltabendland»; Gotthard Montesi: «Der Weg nach Jalta». — Die *Revue de Paris* schlägt für 1951 viele Rekorde. Sie wird unter anderem bringen: Romane und Erzählungen von Duhamel, Giono, La Varende, Jules Romains, Peisson, Serge Groussard. Briefe von Proust, Balzac, Pasteur; Tagebücher von Hugo und Rolland; Studien von Claudel, Maurois, Mondor, Carl Burckhardt; Beiträge über Deutschland von Reynaud und d'Harcourt. — *Les Cahiers du Sud* werden ein Sonderheft «Lumière du Graal» veröffentlichen. — *Universitas* wird 1951 unter anderem folgende Beiträge veröffentlichen (fast alle Mitarbeiter sind Universitätslehrer): Joseph Gantner: «Michelangelo und Rodin»; Serge Maiwald: «Protestantismus und Tiefenpsychologie»; Georg Weise: «Wesenszüge und Schicksal der deutschen Kunst im Gesamtbild der europäischen Entwicklung»; Hermann Weinert: «Hauptströmungen der französischen Literatur»; Dr. Göppert: «Hesses Werk in psychologischer Sicht». — Die *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* zeigt in einer umfangreichen Vorschau unter anderem an: G. Bandmann: «Das Kunstwerk als Geschichtsquelle»; Una Ellis-Fermor: «Spätwerke großer Dramatiker»; Marie-Hed Kaulhausen: «Die Bedeutung der irrationalen Sprachkräfte für die Gestalt des lyrischen Gedichts»; Beiträge von Richard Alewyn, Erich Auerbach, Wolfgang Clemen, Alois Dempf, R. Guardini, Wolfgang Kayser, Walter Muschg, Walther Rehm, Emil Staiger, Benno v. Wiese usw. Man braucht diesen Namen keine schönere Empfehlung der Vierteljahrsschrift hinzuzufügen. Für Diskussionen mit Zeitschriften 1951 ist also gesorgt.

Felix Stössinger